



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

a/D.: So weit die deutsche Zunge klingt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fluß die Hände binden, was ihnen nie gelingen wird und höchstens zu unangenehmen Erklärungen führen kann. Ich muß aber noch einen anderen Punkt berühren, das ist der Königstein; man will, wir sollen großmüthig gegen Sie sein, und doch gibt es noch einen Punkt in Sachsen, der auf Befehl des Königs sich in Kriegszustand gegen uns befindet; ich kenne recht wohl die Befehle, die der General von Beschau von Zeit zu Zeit auf den Königstein gelangen läßt". — „Sie wollen uns also zumuthen uns gänzlich, mit gebundenen Händen und Füßen, Ihrer Gewalt zu überliefern und freiwillig und ohne die geringste Garantie den einzigen Gegenstand, der uns noch bleibt, aufzugeben? — „Nun gut, behalten Sie den Königstein, so behalten wir das Königreich. Diese kleine Festung ist eine Bagatelle, wenn es sich um so große Interessen handelt, aber seine freiwillige Uebergabe würde einen sehr guten Eindruck auf den Kaiser Alexander machen, als ein Beweis des unbedingten Vertrauens, das der König in seine großmüthigen Gesinnungen setzt.“ — „Aber würde nicht ein solcher Schritt Oestreich und Preußen beleidigen?“ — „Haben Sie schon etwas damit gewonnen, daß Sie sich an Oestreich wendeten? Sachsens Schicksal hängt allein von Rußland ab.“ —

Dieser Ausspruch, mit welchem Repnins Verhandlungen mit dem Herrn von Uechtritz ihre Endschaft erreichten, da der arme gefangene Diplomat endlich am 8. December die verlangten Pässe erhielt, wurde freilich durch die folgenden Ereignisse Lügen gestraft. Sachsens Schicksal wurde keineswegs durch den Kaiser Alexander allein, sondern durch das Zusammentreffen einer Menge, damals noch gar nicht vorherzusehender Umstände entschieden.

Th. Fl.

So weit die deutsche Zunge klingt.

Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von Richard Böckh. Berlin. J. Guttentag. 1869.

„Ihr Schicksal haben die Bücher.“ Die Wissenschaft arbeitet still für sich hin, unbekümmert, ob und wann die lärmende Außenwelt ihr Beifall zollen werde. Auf Dank rechnet sie überhaupt nicht; das unanfechtbare Bewußtsein ihres eigenen Werthes hält sie aufrecht, sie getröstet sich, daß ihre Werke ihr nachfolgen. Indessen gehen die Geschicke der Völker ihre eigene stolze Bahn, auf der sie doch immerdar allerlei Licht des Geistes bedürfen; Wie hochwillkommen ist es da, wenn ihnen an schwierigen Stellen des Weges schon die hilfreiche Leuchte entgegenstrahlt, welche die Wissenschaft

mit bescheidenem, unberechnetem Wohlthun aufgerichtet hat! So ist es nun mit dem Buche hergegangen, das wir heut mit wenigen, aber dankbaren Worten dem deutschen Publikum ans Herz legen möchten. Zwar nennen hören hat es bereits ein jeder. Kaum ward der Ruf im deutschen Volke laut, mit dem es seine verlorenen Söhne im Westen all' ihrer Sünden ungeachtet zu sich heim lud, so galt es zu wissen, wieviel ihrer das Elend — so hieß unseren Vätern das Ausland — noch übrig gelassen. Die Franzosen haben sich, wie bekannt, geflissentlich gehütet, die Anzahl der Deutschredenden in Elsaß und Lothringen jemals amtlich festzustellen. Es kommt einem vor wie ein großes Zuchthaus, dies Frankreich, wo die gleiche Sträflingsjacke und zum Ueberflusse etwa die Zellennummer den Hausgenossen hinreichend kennzeichnet, mag er übrigens Namen und Sprache haben, wie er wolle. Da hat nun die Lücke, die der böse Wille der französischen Staatsbehörden gelassen, der Fleiß des deutschen Gelehrten ausgefüllt, so gut es eben anging. In allen Zeitungen, vom preussischen Staatsanzeiger an abwärts, ist man, so bald die Rede auf unsere nationalen Forderungen für die künftige Westgrenze kam, auf die Resultate von Böck's Forschungen zurückgegangen; auch diese Blätter haben daraus reichliche Belehrung gezogen (s. bes. Nr. 37). So werden denn auch die Staatsmänner bei den Friedensverhandlungen sein Buch zur Hand nehmen müssen; ihm geradezu werden wir es zu danken haben, daß es diesmal nicht geht, wie bei der Theilung von Luxemburg im Londoner Vertrage, wo sehr zum Schaden ihrer Nationalität die Deutschen des Kreises Arlon dem belgischen Staate zugeschlagen wurden, nur weil das Berliner statistische Bureau auf Befragen erklärte, es habe keine Nachrichten über die dortigen Bevölkerungsverhältnisse. Hat nun so ein Theil des Böck'schen Werkes durch den Gang der Ereignisse plötzlich eine unverhoffte Wichtigkeit erlangt, so wär' es doch sehr irrig zu meinen, damit sei seine Bedeutung erschöpft. Wie es ohne Ahnung seiner gegenwärtigen Nutzbarkeit geschrieben, so geht es auch darin nicht einseitig auf; auf seinen umfassenden Charakter eben, auf das Gesamtbild, das es von der Lage unserer Nationalitätsinteressen entwirft, wollen wir heute die Blicke lenken.

Richard Böck, der Sohn des Philologen — eines so großen Namens Erbe muß sich gefallen lassen, daß man auch seine Person berührt — ist als Beamter am Königl. statistischen Bureau zu Berlin seit Jahren vornehmlich mit Bevölkerungsstatistik beschäftigt. Wir gedenken hier jedoch nur derjenigen unter seinen Arbeiten, die des technischen Gewandes mehr entkleidet zugleich ihres nationalen Inhalts wegen die volle Theilnahme aller gebildeten Deutschen verdienen. Als solche gingen dem in Rede stehenden größeren Buche voraus: die große „Sprachkarte vom preussischen Staate“ (Berlin, bei Dietr. Reimer 1864) und die Abhandlung über „die statistische Be-

deutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" (Berlin, F. Dümmler 1866, aus der Ztschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft). Die Karte ist nicht nur dem Maßstabe nach die größte, sondern auch, wie Adolf Wagner mit Recht urtheilt, die vortrefflichste von allen, deshalb, weil sie durchweg auf statistisch sicheren Zahlen beruht — die Ausnahmen aus dem Jahre 1861 liegen zu Grunde — und dann besonders weil sie ohne Abweichung ein und dasselbe klare und ebemäßige Eintheilungsprincip befolgt, von 20 zu 20 % die Mischungsgrade verzeichnend. Das merkwürdige Durcheinanderwohnen der verschiedenen Sprachgenossen, das — eine Folge fortschreitender friedlicher Germanisirung der lettischen und polnischen Sprachgebiete — für unsere östlichen Provinzen gerade charakteristisch ist, springt auf diese Weise dem Beschauer lebendig in die Augen. Die genannte Abhandlung sodann ist ein theoretisches Vorspiel zu dem späteren Hauptwerke. Sie reinigt den Boden kritisch von falschen Ansichten über das Wesen der Nationalität wie sie inner- und außerhalb der Statistik, theils arglos, theils mit bösem Vorbedacht noch gehegt und gepflegt werden. Wie die preussische Statistik schon seit längerer Zeit praktisch gewohnt ist, setzt Böckh hier wissenschaftlich die Begriffe Nationalität und Volkssprache einander durchaus gleich. Er weist die sogenannte natürliche Begrenzung wie die historische Zusammengehörigkeit als falsche Zeichen der Volkseinheit zurück, beides willkürliche Vorstellungen, jene im besten Falle gelehrter Geographen, denen das lebendige Menschendasein über der Betrachtung aneinander gelehnter Bergreihen oder zusammenrinnender Gewässer verschwindet, diese als quälende Erinnerung in der Sehnsucht der Völker wirksam, die von alter weitausgreifender Herrschaft auf ein bescheidenes Machtmaß zurückgedrängt sind. Nicht minder werden die oberflächlichen Beobachter widerlegt, Touristen und Aphoristen, welche aus äußeren Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, den sogenannten Sitten und Gebräuchen, oder aus der Körperbeschaffenheit der Individuen Merkmale der Nationalität zu gewinnen vermeinen. Als ebenso trügerisch erweist sich der Versuch, aus Namen und Abstammung des Einzelnen sein Volksthum zu bestimmen. Die gefährlichste von allen Täuschungen ist endlich, die Staatsangehörigkeit mit der Nationalität zu verwechseln. Dahin zielte stets mit gewandter Dialektik die französische Nation und ihre statistischen Vertreter, theils aus eingefleischtem Gleichheitsfanatismus, theils um geistige Tyrannei gegen unterworfenen Fremdzüngige zu bemänteln. Obendahin strebt mit roher, bildungsfeindlicher Gewalt das moderne Rußland. Dagegen erheben sich die Gefühle der Völker, dagegen donnern die Schlachten unseres Zeitalters. Das Nationalitätsprincip ist rasch zu so anerkannter Macht emporgediehen, daß es, wie einst die religiösen Ideen auch ihm selber feindlichen Bestrebungen hat zum Schilde dienen müssen. Da war es denn hoch an der Zeit, daß sich die deutsche Wissenschaft herbei-

machte, das Wesen wie auch die Schranken seiner sittlichen Berechtigung darzutun.

Dies nun geschieht in den einleitenden Vorworten des neuesten und bedeutendsten Böckh'schen Werkes. Sie schließen sich eng an jene frühere Abhandlung an, deren übrigen reichen Inhalt, vorzüglich die treffliche Darstellung der deutschen Wanderungen — einer unerschöpflichen Ausstrahlung unseres Volksgeistes über die Grenzen seines geschlossenen sprachlichen Gebietes — wir hier leider abseits liegen lassen müssen. In der Anerkennung des Nationalitätsprinzips erblickt Böckh den Keim zu einem unermesslichen Fortschritt in der Entwicklung der Völker. Wie aber ein solcher Fortschritt nur von geistigen Triebkräften erzeugt werden kann, so stellt der Verfasser jenes Prinzip auch als ein geistiges dar; die Nationalität offenbart sich in der Sprache, und nur in ihr, als dem Elemente der Geistes Einheit einer Volksgesamtheit; die Forderung, welche das Nationalitätsprinzip in sich birgt, ist somit auch eine geistige, sie lautet: Sprachfreiheit als ein Grundrecht des Menschen muß jeder Menschengemeinschaft — denn freilich kommt ja nur im Gemeinverkehre die Sprache zur Erscheinung — in jeglicher Staatsordnung gewährleistet werden. Dies Grundrecht auf Sprachfreiheit schließt in sich den Anspruch auf den Gebrauch der Muttersprache der einzelnen Gemeinden in Geschäft und Gericht, in Gottesdienst und Schule, niederer wie höherer. Nur wo ein Staat den nationalen Minderheiten in seinem Gebiete dies Grundrecht verkümmert oder gar völlig versagt und dadurch ihr Volksthum zu unterdrücken oder zu vernichten trachtet, nimmt das Nationalitätsprinzip die drohende Gestalt an, in der man es bisher gewöhnlich hat auftreten lassen; gewaltsame Trennung der bis ins Heiligthum ihres geistigen Daseins verfolgten anders redenden Staatsgenossen von ihren Drängern, rettende Vereinigung mit ihrer Mutternation kann dann für diese zur Pflicht werden. So hat denn Böckh nach diesem Grundsatz, so wenig er den jähen, von uns ungewollten Einbruch des gegenwärtigen Krieges voraussehen mochte, doch deutlich genug einen solchen als das Mittel zum Schutze der schwergekränkten aber unverjährbaren Sprachrechte unserer Landsleute in Elsaßlothringen in Aussicht gestellt. Nicht aber, als meinte er, daß man ewig so harter ultima ratio bedürfen würde; auch hier sieht vielmehr der Verfasser die Nationalitätskriege durch ein milderes Völker- oder Staatenrecht der Zukunft nach und nach verdrängt; einen vielversprechenden Anfang dazu erblickt er in der Forderung von Garantien für die Achtung der Nationalität, wie sie die preussische Regierung der dänischen als Vorbedingung einer etwaigen Rückgabe deutscher Sprachinseln entgegengehalten hat.

Man braucht nur an diese nordschleswigsche Nationalitätsfrage zu erinnern, um sogleich das erste Erforderniß für ihre Entscheidung wie für die

aller ähnlichen wahrzunehmen, das ist die deutliche, zuverlässig begründete Kenntniß der wirklichen Sprachverhältnisse. Eine solche kann uns eben nur die Statistik geben und Böckh hat diese Aufgabe, soweit ihm hier und da die dazu unerläßlichen Vorarbeiten an die Hand gingen, mit dem umfassenden Sinne eines deutschen Gelehrten gelöst. Im zweiten Abschnitte der Einleitung erörtert er die Methode, die allein zu richtiger Feststellung der Familiensprache jedes Einzelnen, d. h. des wahren Idioms seiner Gedanken führen kann; auf diese Einzelbeobachtungen erst läßt sich dann nachher eine Gesamtstatistik der Nationalitätsverhältnisse gründen, welche zuletzt die Massenerstreckung der großen Volksganzen, ihre mehr oder weniger in einander überfließenden Grenzen und den Grad ihrer tropfenweisen Zerstreuung jenseits derselben auf Karten selbst zu sinnlicher Anschauung zu bringen erlaubt, wobei freilich — wie der Prator — der graphische Darsteller um die Minima sich nicht kümmern kann. So überraschend einfach nun die methodischen Grundsätze Böckh's sich ausnehmen, so überzeugend geht doch auch die Nothwendigkeit ihrer Darlegung aus den vielfachen principiellen Unklarheiten hervor, welche den Werth der übrigens so fleißigen ethnographischen Arbeiten z. B. verdienter östreichischer Statistiker leider einigermaßen vermindern.

Nach diesen kurzen, aber wichtigen Vorworten, die — bei des Verfassers Liebe für den Gegenstand seiner nationalstatistischen Betrachtung natürlich — in reiner und edler, aber hier und da gar schwierig gebauter Sprache gehalten sind, folgt die eigentliche Beschreibung, eine Wanderung in die Kunde, unsere Sprachgrenzen entlang, oft aber auch darüber hinausgehend bis tief ins Innere der großen außerdeutschen Nachbargebiete, so weit nur irgend unser unendlich ausdehnbares Volk über europäischen Boden seine Ansiedlungen verbreitet hat. Gäbe es schon eine überall gleich aufmerksame und treue internationale Statistik für diese Bevölkerungs- und Sprachzustände, so wäre die Arbeit am Ende leicht, eine bloße Zusammenrechnung würde genügen. So aber ist eine genaue Angabe und eindringende Kritik der verschiedenartigsten Quellen, eine schwierige Reduction ihrer Angaben auf einen Zeitpunkt allenthalben geboten. Diesem Behufe dient besonders der tabellarische Anhang mit seinen reichen Erläuterungen. Wie aber im Reiche des Lebendigen nirgends ein Stillstand ist, wie Geburt und Tod, Ab- und Zuwandern, Vordringen und Zurückweichen, Anpflanzen und Ausrotten, gerechte Duldung und gewaltthätige Unterdrückung die Berührungslinien der Völker hin und her schieben, so begnügt sich mit Recht der nationale Statistiker nicht mit dem momentanen Querschnitte: auch in die Vergangenheit senkt er den historischen Blick und deutet auf die Werdezeit der Colonisation, in die Zukunft richtet er die Hoffnung auf ein weiteres Vordringen seines sittlich und wirthschaftlich tüchtigeren Volkes oder die Mahnung zu schützen, was

von dessen vorgeschobenen oder abgetrennten Gliedern noch des Schutzes bedarf.

In der That ein erhebendes und doch zugleich ein niederschlagendes Bild vom Gesamtstande unserer Nation gewinnen wir aus den Forschungen Böckh's. Wir sind das zahlreichste Volk Europa's; das geschlossene Gebiet unserer Sprache ist ausgedehnt und doch nicht undicht bevölkert; im Innern birgt es nur wenige abgetrennte Vertreter fremder Zungen. Um so massenhafter sind unsere eigenen Sprachgenossen über die Länder Europas verbreitet, deutscher Bauernfleiß, deutsches Handwerkergeſchick, deutsche Kaufmannsredlichkeit werden überall gesucht und benutzt, wenn auch nicht immer geachtet. Hält man im Geiſte dazu die unzählbaren Schaaren, die wir Jahr für Jahr in die fremden Welttheile ſchicken — an dieſe letzteren darf ſich leider der beſonnene Statiſtiker noch nicht wagen — ſo kommt einem wohl die alte Vorſtellung der Südvölker von der *vagina gentium* im Norden in den Sinn, aus der die friſchen Stämme hervorbrechen, unerſchöpflich; oder die Betrachtung Machiavell's am Eingange ſeiner florentiniſchen Geſchichte, daß das arme aber an Volk überreiche Germanenland von Zeit zu Zeit ſeinen Ueberſchuß an Männern zur Heimſuchung der romanischen Welt auſſende. Man begreift zugleich, daß das Angſtgeſchrei der heutigen lateiniſchen Völker von dem drohenden Niedergang ihrer Raſſe ſo ganz ohne thatſächliche Begründung doch nicht iſt. Aber was können wir dafür, daß ſie aus eigener Bedürftigkeit eine zweite deutſche Völkerwanderung, dieſmal aber der Cultur, über ſich ergehen laſſen müſſen? Die einſichtigeren unter ihnen wiſſen es auch wohl zu ſchätzen, was ſie an unſerer Einwanderung haben. Stellt ſich uns ſo der Umfang unſeres Volksthums, wie ſein Inhalt, in großer Mächtigkeit vor Augen und berechtigen uns auch die ſittlichen und wirthſchaftlichen Zuſtände der Nation an ihr gleichmäßiges Wachſthum in die Zukunft hinein zu glauben, ſo drängt ſich uns unabweiſbar dabei die Frage auf: wie kommt es, daß dieſes große Volksthum biſher ſo wenig bedeutet hat in den Geſchicken Europas? Dieſelbe Antwort wie andersher erhalten wir dafür auch bei Böckh. Die Grenzen unſeres geſchloſſenen Sprachgebiets, ſo wunderlich ſie im Oſten durch die polniſche Bucht und namentlich durch den czechiſchen Keil, im Weſten durch den vorſpringenden walloniſchen Winkel geſtaltet ſind, tragen doch nicht weſentlich die Schuld. Das nach beiden Seiten überragende Schirmdach des Deutſthums, das ſich an der Küſte von Dünkirchen bis Memel ausſpannt, iſt das Werk der energiſcheren niederdeutſchen Stämme, beſonders des niederſächſiſchen. Ihnen haben die Südöſtdeutſchen es nicht gleich gethan; es iſt ſehr die Frage, ob ihnen einmal gelingen wird, eine deutſche Brücke von Brünn aus nördlich über die ſchmalſte Stelle des Czechenthums zu ſchlagen. Mit den Polen

im preussischen Staate sieht es schon besser aus; der Anblick ihres Sprachgebiets auf der großen Böckh'schen Karte erinnert an ein langsam zurücktretendes, hier und da lachenweise austrocknendes Gewässer. Doch wie gesagt, die Sprachgrenzen sind nicht schuld an unserer Ohnmacht gewesen, auch nicht die schlechte Vertheilung unserer Nationalen über die Naturgebiete des Bodens, daß im Norden der nordöstliche Drang unseres Volkes den nordwestlichen Lauf unserer Ströme immer näher der Mündung geschnitten hat, oder daß im Süden wegen der mächtigen Erhebung dieses Bodens über alles Umland unsere Rede umgekehrt nur den oberen Gang der großen Flüsse begleitet. Nein, nichts anderes, als unsere politische Zersplitterung hat die geringe Geltung unseres Nationalwesens verursacht.

Wie griffen und greifen fremde Herrschaftsgebiete in unsere Sprachgrenzen herein! Die dritthalbhunderttausend Deutsche Schlesiens, meist in fester sprachlicher Verbindung mit dem Hauptgebiete der Nation, waren der Willkür der Dänen überliefert; die anderthalb Millionen Deutsche in Elsaß-Lothringen sollen eben erst wiedergewonnen werden. Von der noch größeren Anzahl in der Eidgenossenschaft will ich nicht reden, denn sie genießen der Sprachfreiheit, die dagegen in Belgien den dritthalb Millionen Flaemen noch so unwürdig verkümmert wird. Die mehr als drei Millionen niederländischer Deutsche wieder, die Niemand drückt noch plackt, werden gar ungeberdig, wenn ihnen die Wissenschaft sagt, daß sie einfach Deutsche sind und nichts anderes. Ueber sechs Millionen unserer Landsleute endlich leben in gleichfalls geschlossenem Gebiete unter dem östreichischen Scepter, dessen balancirende Politik ihnen zum mindesten Muth und Kraft zum friedlichen, doch energischen Vordringen gegen die Fremden geschwächt hat; sie sind lässig und schüchtern geworden und weichen z. B. in den Alpen vor den rührigen, sich fühlenden Italienern sichtlich zurück. Weit schlimmer sind in derselben Monarchie aus denselben Gründen die zahl- und umfangreichen deutschen Sprachinseln dran, von denen die Wellen der magyarschen, czechischen, slovenischen Bewegung leider mit Erfolg Stück für Stück wegzuspülen streben. Und was soll man endlich von den über die lettischen, esthnischen und polnischen Gebiete des Czarenreiches hingesprenkten Deutschen sagen? Die evangelische Kirche betet wohl für ihre zerstreuten Glaubensgenossen, die draußen unter Andersgläubigen „dermalen noch in vieler Gefahr, Noth und Trübsal schweben.“ Unsere Nation hat lange leider für ihre Sprachgenossen in der Diaspora sich auch auf fromme Wünsche beschränken müssen; wohl uns, die Zeit ist nun vorüber!

Deutschland hat lange Unrecht erduldet, „weil es nicht wußte, wie stark es war“, wie König Wilhelm treffend vorm Kriege sagte. Jetzt nach der Einigung der in den echtdeutschen Staaten lebenden Deutschen ist das anders

geworden. Da kommt uns das Werk Böckh's so recht gelegen, das uns buchstäblich lehrt, wie stark wir drinnen und draußen sind, das uns anweist, wo und wen es zu schützen oder zu retten gilt. Das Nationalitätsprincip, wie er es erläutert, werden wir nun friedlich aber ernstlich für die Unseren in der Fremde geltend machen müssen, in Rußland wie in Belgien; wir werden zugleich durch das bloße Dasein unserer Einheit den Sprachgenossen in Oestreich-Ungarn Festigkeit und Kühnheit wieder einflößen, wovon sich schon erfreuliche Spuren zeigen. Es muß ein Tag kommen, wo man überall auf dem Erdfreis den deutschen Namen verehrt und scheut in jedem seiner Träger, wie es einst mit dem römischen geschah.

Bücher, wie das Richard Böckh's, pflegen in Deutschland leider ein eigenthümliches Schicksal zu haben: man schreibt sie aus; es geht ihnen wie orientalischen Fürsten, sie kennen bald ihre Kinder nicht mehr, denn ihrer sind allzuvieler. Auch diesem wird dieß ruhmvolle aber leidige Loos nicht erspart werden, wir möchten aber doch darauf dringen, daß zum mindesten jeder Lehrer der Jugend, der die Ehre hat, nationale Landeskunde oder vaterländische Geschichte vorzutragen, hier an die Quelle gehe, statt das abgestandene Wasser geographisch-statistischer Compendien zu schöpfen und zu schenken. Für den Verfasser selbst haben wir einen anderen Wunsch: gerade für statistische Unternehmungen dieser Art ist die breiteste Operationsbasis durchaus geboten. Manche kleine Musteruntersuchung mag unter der Glasglocke des Klein- oder Mittelstaats gedeihen; Nationalarbeiten, wie die Böckh's, unvollendbar, wie sie sind, und doch immer weiter zu führen nach allen Dimensionen, müssen von weitwirkenden Kraftcentren aus geleitet und geleistet werden, sagen wir es kurz: das preußische statistische Bureau ist in ein deutsches zu verwandeln!

a/D.

Ein Vorschlag zur Annexion der Geister in Elsaß und Lothringen.

Die Wiedergewinnung der deutschen Westmarken ist so gut wie vollzogen und inmitten der mannigfachen Aufgaben, die sich unser Volk augenblicklich gestellt sieht, kommt ihm noch die Aufgabe, der Pflege des deutschen Geistes in den wiedererlangten Ländern bedächtigen aber festen Sinnes in die Hand zu nehmen. Wir machen nur unverjährte und unverjährbare Rechte geltend, indem wir jenen alten deutschen Boden, jene Plätze wieder mit uns vereinigen, welche unausstilgbare Spuren deutschen Wesens tragen,